Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 18 (1950-1951)
Heft: 10

Artikel: Leutholds Penthesilea
Autor: Müller, Karl Alexander von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758876

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LEUTHOLDS PENTHESILEA

Von Karl Alexander von Müller

Immer wieder vergessen wir, in welchem Wettersturz der Zeiten wir leben. Die Hauptpersonen des folgenden kleinen Aufsatzes stehen in der Erinnerung noch leibhaftig vor meinen Augen: aber die Welt, in der sie sich bewegen, jene Welt voll von Konventionen und Verhüllungen, die noch unsere eigene Jugend war, ist für uns selbst eine Vergangenheit geworden, zu der keine Brücke mehr zurückführt. Um so schärfer hebt sich, wenn ich nicht irre, aus den entfremdeten Gewändern, aus den gestürzten Sitten das Menschliche heraus, das alles überdauert. Vielleicht erlaubt uns gerade dies Menschliche, auch vom bloßen Rand der sogenannten Geschichte her, hin und wieder einen tieferen Einblick in Wesen und Schicksal einer Zeit (sogar der selbsterlebten) als manche weithin sichtbare Begebenheit: und dies wiederum mag auch den Historiker rechtfertigen, solches Menschlich-Allzumenschliche erzählend festzuhalten.

Die Toten reiten schnell. Wie vielen, die diese Zeilen lesen, mag der Name des Schweizer Dichters Heinrich Leuthold noch mehr sein als ein bloßer Name — und wie vielen vielleicht nicht einmal mehr dies? Wir Gymnasiasten um die Jahrhundertwende fanden den schmalen Gedichtband, den er als einziges geschlossenes Werk hinterließ, noch in unseren elterlichen Büchereien oder den Münchener Antiquariaten, die wir durchstöberten, und die Flamme eines stürmischen und unglücklichen Lebens, die unruhig um die strenge Marmorschönheit dieser Verse flackerte, griff uns noch unmittelbar ans Herz. Leuthold hatte, ehe er 1877, kaum fünfzigjährig, in der Irrenanstalt des Burghölzli bei Zürich landete, fast zwei Jahrzehnte in München gelebt, eine sehr unbürgerliche Gestalt am Rande des bürgerlichen Dichterkreises Geibel und Heyse, in dem er an dichterischer Begabung den meisten gewachsen, an Leidenschaft über-, an Lebensklugheit und Charakter aber fast allen unterlegen war. Unter seinen Dichtungen fesselte uns junge Humanisten nicht zuletzt ein kleines Versepos «Penthesilea»; das Schicksal der schönen Amazonenfürstin, in das Kleist einst allen Glanz und alle Glut seines stürmischen Herzens ergossen hatte,

war hier in platenschen Versen in wohllautende Lyrik aufgelöst, von der Ankunft der kriegerischen Amazonen vor Troja, bis Achill erschüttert an der Leiche der gefällten Feindin steht:

«Er löst ihr den Helm und lang wallenden Falls
Die Fülle des Nackens, den blendenden Hals
Umflutete sacht
Des wogenden Haares ambrosische Nacht.»

Die Frau, in der Leuthold diese Gestalt einst verkörpert sah, habe ich über ein Menschenalter nach seinem Tod als junger Historiker selbst noch kennengelernt. Sie sprach von dem unglücklichen Dichter mit Bewunderung und freundschaftlicher Teilnahme, betonte aber gleichzeitig nicht ohne Nachdruck, daß sie nie andere als solche kameradschaftliche Gefühle für den seit langem kranken und erschöpften Mann empfunden habe, der acht Jahre lang leidenschaftlich um sie warb. Ihr Haar war in dem Menschenalter, das seitdem vergangen war, ganz weiß geworden; jedoch aus ihren grellblauen, manchmal fast erzen leuchtenden Augen glühte noch jetzt mehr von dem Feuer einer Penthesilea, als ihr Dichter wohl je von dem eines Achill besessen hatte. Ihr Leben aber war auch ohne diese Dichterliebe romanhaft genug, und neben den Gestalten, die seinen Vordergrund erfüllten, verblaßte für sie der arme Lyriker, der die letzten Perlen seiner Dichtung gesammelt hatte, um ihre Locken zu schmücken.

Sie war eine geborene Alexandrine von Hedemann, aus einem niedersächsisch-dänischen Geschlecht, dessen Herkunft sie gern abenteuerlich auf die «Hetmans» der Kosaken zurückführte, um sich selber als «phantastisches Geschöpf der Steppe» zu empfinden, «mit flatternden Haaren, auf schäumendem Pferde, auf dem Ritt ins romantische Land». Ihre engsten Familienverhältnisse waren außerordentlich unglücklich. Ihre Mutter, die Tochter eines adeligen preußischen Generals, war im Irrenhaus, als Alexandrine geboren wurde; ihre ältere Schwester starb auf der Hochzeitsreise, die zweite nahm sich das Leben, der einzige Bruder fiel mit neunundzwanzig Jahren in Nicaragua. Der Vater, Oberförster in Schlesien, rettete sich in eine glückliche, kinderreiche zweite Ehe; aber die leidenschaftliche junge Alexandrine fand hier anscheinend kein Heim. Sie wuchs zunächst bei einem reichen Verwandten in Augsburg auf, dann in einem Herrenhuter Institut in Gnadenfrei, lebte eine Zeitlang auch in Schloß Tegel, damals noch vor Berlin, in der großen erdumspannenden geistigen Welt Alexander von Humboldts, der ihr Großonkel und Namenspate war. Wenn er mit ihr

durch den schönen Park ging, an dessen Ende sein Bruder und seine Schwägerin, Wilhelm und Caroline von Humboldt, in der Hut der Thorwaldsenschen «Hoffnung» schlummerten, unterbrach er wohl die Erzählungen aus seinen Weltreisen, indem er in ihre außergewöhnlich langen braunen Zöpfe griff und sagte: «Was werden diese beiden Schlangen für Unheil anrichten!» Aber auch seine welterfahrenen ironischen Augen wären vielleicht erstaunt gewesen, hätten sie vorausgesehen, wie diese Worte sich erfüllten.

Der Anfang zwar verlief nicht eben ungewöhnlich. Der junge Sturmwind verliebte und verlobte sich schon im Institut mit siebzehn Jahren in einen schönen, jungen süddeutschen Offizier; aber beschränkte Vermögensverhältnisse zwangen beide, das Band wieder zu lösen; und dann heiratete sie einen um 24 Jahre älteren vermöglichen Augsburger Bankmann, der um ihre Hand anhielt. Sie schenkte ihm drei Kinder, aber die Ehe war unglücklich — wie sie selbst sagte: «die Tochter der Steppe» und ein gutherziger, aber schwacher Geldmann aus einer durchaus spießbürgerlichen Welt.

Jetzt begann das Schicksal den Knoten zu schürzen. Es führte den ehemaligen Verlobten als jungen Oberleutnant in die Augsburger Garnison und ins Haus der unbefriedigten schönen jungen Frau. Die alte Flamme schlug in beiden wieder auf. Das Ende des zweiten Aktes war eine Scheidung, die sie lange Jahre von ihren ersten Kindern trennte, und ein neuer Sohn vom Geliebten; aber dieser konnte sie nach den gesellschaftlichen Schranken jener Zeit auch jetzt nicht zur Frau nehmen, weil die Kirche keine zweite Ehe der Geschiedenen gestattete.

Eine Verwandte und Freundin, die bekannte Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn, griff ein und nahm die Unglückliche auf eine Reise ins Heilige Land mit, das sie nach ihren eigenen Worten mit hellenischen Augen sah. Aber dann kam sie zu ihrem Kind nach München zurück, verarmt und gesellschaftlich verfemt, jedoch körperlich und seelisch eine vollerblühte Schönheit, mit Augen, welche die Dichter damals veilchenblau nannten, mit kastanienfarbenen Haaren, die sie, entfesselt, bis zu den Knöcheln umhüllten, und im Herzen das Temperament der Penthesilea. Ihr gegenüber, in der Karlstraße, lebte Friedrich Bodenstedt, der Dichter des «Mirza Schaffy», und dieser zeigte sie eines Tages von seinem Balkon aus bewundernd dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe, der einige Jahre später bayerischer Ministerpräsident, dann deutscher Botschafter in Paris, Statthalter in Elsaß-Lothringen und schließlich Reichskanzler und zweiter Nachfolger Bismarcks wurde. Damals, im Jahre 1862, war der Vierundvierzigjährige noch ein völlig

unabhängiger Grandseigneur, aus mediatisiertem deutschen Hochadel, der seine Zeit vor allem zwischen seinen eigenen deutschen und den riesigen russischen Besitzungen seiner Frau teilte, seit langem schon am Rande der großen Politik, zu der Begabung und Neigung ihn zogen, aber noch nicht von dem Strudel erfaßt. Er sandte der Verlassenen zuerst täglich namenlose Blumengrüße. Dann erschien er selbst bei ihr, unter dem Namen eines Grafen L., und wurde ihr freundschaftlicher Beschützer und Beichtvater. Die Kameradschaft segelte eine Weile ganz fröhlich unter der falschen gräflichen Flagge fort, bis eines Tages in einem befreundeten Haus in Salzburg, wo Alexandrine zu Besuch war, der Diener die Tür öffnete mit der Ankündigung: «Fürst und Fürstin Hohenlohe» und damit die Demaskierung erzwang. Es hätte nicht Hohenlohe sein müssen, wenn die gefährliche Ueberraschung nicht mit leichter Hand überwunden worden wäre: und gerade aus diesem Schrekken wurde, wie es scheint, die bisherige Freundschaft zur Liebe und Leidenschaft.

Ein seltsames Verhältnis, neben einer ungestörten, kindergesegneten Ehe herlaufend, immer mehr oder minder versteckt, unterbrochen, in München oder Schloß Schillingsfürst oder, am wenigsten behindert, am Sommersitz des Fürsten in Alt-Aussee, lange Zeit mit einiger mißtrauischer Eifersucht auf beiden Seiten — schließlich war jedes ja doch dem andern gegenüber ungebunden —, und wußten nicht beide, daß der andere Teil auch verdeckte Spiele spielen konnte? Und es war auch ein seltsames Paar: der kleine, zierliche Fürst, der bei aller zähen Tatkraft die behutsame Vorsicht selbst war, verschwiegen, taktvoll, schon von Jugend auf allen «Hemdärmeligkeiten» abgeneigt — und seine um zwanzig Jahre jüngere, wilde, stürmische «Alex», die immer auf hohen Wogen des Gefühls dahintrieb, ganz dem Augenblick und der Leidenschaft hingegeben. Was sie lebenslang an ihm pries, war die immer gleiche Güte, die liebevolle Aufmerksamkeit, die überlegte zielsichere Klugheit. Suchte auch er bei ihr das, was ihm selbst fehlte, das Hemmungslose, Unbesonnene des Gefühls, die überschäumende Naturkraft, die bedingungslose Hingabe, das unberechenbare Abenteuer — das er dennoch Kraft und Geduld hätte zu berechnen und auf die Dauer festzuhalten, wie alles andere in seinem langen Leben?

Sie war später stolz darauf, daß sie es gewesen sei, die seinen politischen Ehrgeiz erst zur Tat angestachelt und ihn so wirklich zur staatsmännischen Laufbahn geführt hätte, die ihm immer vor Augen gestanden war. Jedenfalls begleitete ihr Verhältnis zunächst 1866 seinen Uebergang in die Leitung der bayerischen Politik, und

ihre Briefe zeigen, daß sie ihm dabei auf ihrem Einflußfeld behilflich war, als Beobachterin, als Privatdiplomatin, als Beraterin. Ihr eigenes Leben war damit, wie sie erträumt hatte, hinaufgehoben in geistige Bedeutung und geselligen Glanz. Aber wie hätte das einer Penthesilea genügen können? Sie mußte von Zeit zu Zeit auch einen Amazonenritt mitten ins feindliche Lager machen. 1867 oder 1868 handelte es sich darum, im Interesse der deutschen Politik wichtige Papiere wiederzubekommen, die sich in der Hand eines früheren Herausgebers der «Allgemeinen Zeitung», Dr. Orges, befanden, der nun Ministerialrat am Ballplatz in Wien war. Alexandrine suchte ihn auf und versuchte es zuerst im Guten; Orges blieb hart und berief sich auf seine dienstlichen Verpflichtungen. Er hätte nicht so unvorsichtig sein dürfen, einen Augenblick das Zimmer zu verlassen. Seine Gegnerin ergriff auf der Stelle die Schlüssel, die sie auf dem Tisch liegen sah, öffnete den Aktenschrank, fand die gewünschten Dokumente und sprang mit ihnen durchs Fenster in den Hof. Die moderne Amazone blieb dabei mit ihrem Rock hängen, jedoch ein freundlicher Arbeiter half ihr; sie ließ ihr Gepäck im Hotel zurück und fuhr dafür selbst, unter dem Vorwand, plötzlich schwer erkrankt zu sein, im Gepäckwagen nach Salzburg. Orges, der bei der Rückkehr das Unheil erkannte, wollte ihr durchs selbe Fenster nacheilen, brach sich aber das Bein und gab die Verfolgung auf. Es muß sich immerhin um bedeutsame Dokumente gehandelt haben, denn Bismarck, dem sie sofort zugesandt wurden, war bereit, ihr dafür eine sechsstellige Summe aus dem Welfenfonds zuzuwenden; das erlaubte ihr fürstlicher Freund nicht, aber der Eiserne Kanzler sprach ihr dafür persönlich den Dank aus und schenkte ihr sein Bild mit eigenhändiger Widmung. Dieser eine politische Husarenstreich, von dem wir Genaueres wissen, ist sicher nicht der einzige gewesen, wie diese Gelegenheit auch nicht die einzige blieb, die sie mit Bismarck in persönliche Berührung brachte. Aber alles weitere hat, wie es scheint, das Dunkel der Vergangenheit verschlungen.

Das München der sechziger Jahre war natürlich viel zu klein, als daß ein solches Verhältnis, bei aller Geschicklichkeit Hohenlohes, hätte unbekannt bleiben können, und der Parteihaß war in jenen Jahren der Reichsgründungszeit viel zu leidenschaftlich, als daß die Gegner des preußenfreundlichen und liberalen Ministers nicht versucht hätten, diese Waffe gegen ihn zu benutzen. Ihr Plan war geschickt genug: in der Reichsratskammer, in Gegenwart der ihm ohnedies feindlichen Prinzen des königlichen Hauses und der Bischöfe des Landes, sollte einer seiner eigenen nächsten Standesgenossen aufstehen, den Skandal im persönlichen Leben des Mi-

nisters enthüllen und ihn damit politisch unmöglich machen. Tag und Redner für den Angriff waren bereits bestimmt, als ein naher Freund des Fürsten, der Ministerialrat von Völderndorff, gerade noch rechtzeitig von der drohenden Gefahr erfuhr und einen kühnen Gegenzug ersann. Ohne Wissen Hohenlohes ging er zu dessen Gattin, erzählte ihr von dem feindlichen Plan und entwickelte ihr das Mittel, das ihm nach seiner Meinung allein noch begegnen konnte. Und diese Frau war großartig oder liebend genug, es ohne Zaudern anzuwenden. Sie begab sich am kritischen Tag selbst in die Damenloge der Reichsratskammer und setzte sich, dem ganzen Haus sichtbar, in die erste Reihe, um der Sitzung beizuwohnen: und soweit war die adelige Ritterlichkeit in diesem engsten Kreis damals doch noch lebendig, daß der Gegner eine solche Beschuldigung in Gegenwart der Frau nicht auszusprechen wagte. Der lebensgefährliche Angriff unterblieb. Hohenlohe selbst hat seiner Frau diesen einzigartigen Liebesdienst nie vergessen; noch beim Fest ihrer goldenen Hochzeit, als greiser Reichskanzler, spielte er, nur ihnen beiden verständlich, auf diese Dankesschuld an.

Aber das seltsame Doppelverhältnis neben der Ehe wurde deshalb nicht abgebrochen. Es begleitete den Fürsten weiter auf seiner ganzen politischen Laufbahn, nach Berlin, Paris, Straßburg und abermals Berlin. Zwei Kinder entsprangen ihm, ein Sohn, der bald nach der Geburt starb, und eine Tochter (1874), die glücklich heranwuchs, von beiden Eltern geliebt. Auch auf den Sohn des Jugendgeliebten seiner Freundin, der in dessen Familie aufwuchs, und auf eine Tochter aus ihrer Augsburger Ehe dehnte sich die freundschaftliche Fürsorge des Fürsten aus. Das Geburtsjahr dieser Tochter brachte noch eine andere tiefe Wendung im Leben Alexandrines. Schon 1872, als sie in der letzten großen Choleraepidemie, die München heimsuchte, erkrankte, hatte sie gelobt, zur katholischen Kirche überzutreten, falls sie genese. Zwei Jahre später, bei ihren Salzburger Freunden, in der Kapelle St. Hubertus, legte sie ihr feierliches Glaubensbekenntnis ab; Freund Hohenlohe war zugegen, der Kardinal Tarnoci selbst leitete die kirchliche Zeremonie.

Gerade in diese siebziger Jahre, vor und nach ihrer Konvertierung, fiel die achtjährige, unerwiderte Leidenschaft Leutholds, deren Entwicklung sich anscheinend eng mit dem Fortschritt seiner geistigen Erkrankung verband. Das Einzelne blieb auch hier dem abenteuerlichen Rhythmus ihres Lebens treu. Mit einer menschlich zweifelhaften List erzwang der Dichter sich zuerst den Eingang zur Angebeteten; dann gewann seine echte dichterische Kraft doch ihr tieferes Interesse und ihre weibliche Neigung; aber die

Freundschaft, die sie ihm schenkte, genügte ihm nicht. Krank und doch sinnlich, innerlich in seinem Selbstbewußtsein schon gebrochen und doch hochfahrend, bohrte er sich nur immer tiefer in seine hoffnungslose Zerrissenheit. Er bewunderte und beneidete den glücklichen Nebenbuhler, er besang ihn und verzehrte sich gleichzeitig in selbstmörderischer Eifersucht. Mit wildem Haß verfolgte er die katholische Kirche, der sich die Geliebte zugewendet hatte. Bei einem religiösen Streit mit Geistlichen an ihrem Tisch erlitt er vor Erregung einen Blutsturz; die mitleidige Penthesilea pflegte ihren «kranken Achill» (wie Hohenlohe ihn schon vorher genannt hatte) allem Klatsch zum Trotz in ihrer eigenen Wohnung wieder gesund. Aber nun weigerte sich der genesende Dichter, die geliebten Räume überhaupt wieder zu verlassen, bis Alexandrine auf Hohenlohes Wunsch ihrerseits auszog und dann dem Dichter, nachdem er eine Zeitlang in den verlassenen Räumen in traurigen Erinnerungen geschwelgt, persönlich eine neue Unterkunft mietete. Sie selbst brachte ihn nach dem Ausbruch seiner Geisteskrankheit in die Heimat, nach Zürich, zurück, und in ihrem Zimmer, wenige Jahre vor ihrem eigenen Tod, sah ich den schmalen Gedichtband, den seine Freunde nachträglich für ihn gesammelt hatten, mit dem traurigen Auftakt:

Blätterfall.

Leise, windverwehte Lieder,
Mögt ihr fallen in den Sand!
Blätter seid ihr eines Baumes,
Welcher nie in Blüte stand.

Welke, windverwehte Blätter,
Boten naher Winterruh',
Fallet sacht! . . . ihr deckt die Gräber
Mancher toten Hoffnung zu.

Dies war keineswegs die einzige solche Umwerbung und Versuchung, die an sie herantrat; nur haben die Träger der übrigen für uns nicht das gleiche Interesse. Und doch ist kein Zweifel, daß sie auch die Konvertierung so ehrlich und so leidenschaftlich nahm wie alles in ihrem Leben. Das Verhältnis zu Hohenlohe zwar wurde auch dadurch nicht zerstört; wenngleich von da an auch ihre geistlichen Berater ein Wort in ihrer Lebensführung mitsprachen. Es ist sicher, daß sie es war, die noch 1899 einem österreichischen Jesuitenpater bei ihrem Freund und beim deutschen Kaiser Eingang verschaffte, um für eine Wiedervereinigung der

christlichen Bekenntnisse zu werben, und daß Hohenlohe, der Führer der entschiedensten politischen Gegenbewegung gegen das Vatikanische Konzil, durch ihn bewogen wurde, ein Jahr vor seinem Tod, nach vierzigjähriger Pause, wieder die Sakramente zu empfangen. Und doch war die alte Penthesilea auch in dieser neuen Gestalt immer noch lebendig. Kurz zuvor, nach dem Tod seiner Gattin, 1897, hatte Hohenlohe die Absicht ausgesprochen, seine alte Freundin auch vor der Welt noch zu seiner Frau zu machen. Seine Kinder widerstrebten, seine Hausgesetze erlaubten keine Verbindung mit einer nicht ebenbürtigen Frau, seine Stellung als Reichskanzler stand im Weg: er war, beinahe achtzigjährig, entschlossen, über all diese Hindernisse hinwegzugehen. Aber die Freundin selbst versagte sich; ihr geistlicher Berater widerriet, ihre eigenen Angehörigen widersprachen einer linkshändigen Ehe, und vor allem: sie selbst hatte der Familie des Fürsten früher ihr Wort gegeben, und es schien ihr unwürdig, dem, was sie fast ein Leben lang gegen die Meinung der Welt getan, nachträglich noch ein äußeres Mäntelchen umzuhängen. Es war das erste Mal in ihrem langen Zusammensein, erzählte sie später, daß beide sich wirklich tief veruneinigt hätten und nicht mehr zu verstehen schienen. Der alte Fürst brach die entscheidende Unterredung, die in seinem Arbeitszimmer in der Reichskanzlei stattfand, im alten Arbeitszimmer Bismarcks, schließlich ab mit den bitteren Worten: Wenn sie seine letzten Tage nicht mit ihm teilen wolle, wäre es besser, den großen Riß gleich zu vollziehen. Sie stürzte, wie mit der Peitsche geschlagen, fort und warf sich in den Kanal. Erst nach drei Tagen fanden sie der Fürst und ihr Sohn, die sie gemeinsam suchten, in einem Berliner Krankenhaus wieder. Ihre Gesundheit war erschüttert, und der Freund bestand darauf, sie nach der Riviera zu senden. Sie lebte dann doch noch bei ihm, seine letzten Wochen im Amt bis zum Rücktritt und zur letzten Reise nach Ragaz, wo er im Sommer 1901 nach kurzer Krankheit dreiundachtzigjährig verschied.

Alexandrine unternahm in ihrer Verlassenheit eine zweite Reise ins Heilige Land, für die Hohenlohe selbst ihr noch einen genauen Plan entworfen hatte; aber sie ging diesmal mit einem Tiroler Pilgerzug und nicht mehr als Hellenin, sondern als gläubige Christin. Zurückgekehrt zog sie sich nach Fürstenfeldbruck bei München zurück, dem Verkehr mit ihren Kindern, einigen geistlichen Freunden und der Wohltätigkeit hingegeben. Eine junge französische Gelehrte, die über Leuthold arbeitete und sie als dessen letzte Muse besuchte, war so von ihrem Temperament begeistert, daß sie ihr und ihrem Lebensschicksal ein Buch widmete; man

muß es wohl französisch lesen, denn die gekürzte deutsche Ausgabe ist unerquicklich und grenzt nahe an sensationellen Kitsch. Dieses Buch führte mich, meiner Arbeiten über Hohenlohe wegen, im Jahre 1910 noch zu ihr. Sie war inzwischen in das Münchener Mathildenstift übergesiedelt, und die seltsame Umgebung eines bürgerlichen Altersheims hob das Eigenartige ihrer Erscheinung doppelt hervor. Sie war mit ihren siebzig Jahren immer noch eine stolze, beherrschende Gestalt, gerade aufgerichtet und straff geschnürt in ihrem dunklen Gewand, von verblüffender Offenheit in der Aussprache. Die dunkle ambrosische Nacht ihres Haares freilich war völlig erbleicht; nur ein unauffälliger Knoten war geblieben von den gefährlichen Schlangen der wunderbaren Zöpfe, die sie einst «lang wallenden Falls» umgeben, jener schickssalvollen Zöpfe, mit denen Alexander von Humboldt ahnungsvoll gespielt, in denen Hohenlohe sich verfangen, die Leuthold besang, auf denen Bismarcks Augen geruht hatten. Aber das strahlende Blau ihrer Augen leuchteten manchmal immer noch wie in erzenem Glanz. In dem einfachen Zimmer, das nun ihre Heimstatt war, stand ein großer Flügel, und auf ihm sah man eine Reihe von Lichtbildern, Hohenlohe in verschiedenen Altern, Bismarck, alle mit eigenhändigen Widmungen. Wenn sie bei ihren Erzählungen eines oder das andere von ihnen in die Hand nahm, schien der manchmal fast wilde Strahl ihrer Augen sich zu sänftigen und, vom sicheren Strand aus, beruhigt, befriedigt zurückzuschweifen auf die Odyssee ihres Lebens, deren Stürme hinter ihr lagen. Anfang 1914, kurz vor dem ersten Weltkrieg, endete diese Odyssee, wie alle Odysseen auf dieser Erde einmal zu Ende gehen. Auf einem Münchener Friedhof ist auch Leutholds Penthesilea endgültig zur Ruhe eingegangen.